

## 8. Sonntag nach Trinitatis, 2.08.2020

Johannes 9,1–7

In seinem Roman „Mein Name sei Gantenbein“ erzählt der Schriftsteller Max Frisch die Geschichte eines Mannes mittleren Alters, der die Welt Tag für Tag hinters Licht führt.

Zu seinem falschen Namen gehört eine dunkle Brille und die gelbe Armbinde mit den schwarzen Punkten, die ihn, den Sehenden, seiner Umgebung als Blinden ausweist. Hinter der schwarzen Brille pflegt er seine eigene Sicht der Dinge. Erst bastelt er sich einen neuen Lebenslauf zusammen. Dann den alltäglichen Rest. Gantenbein kann alles sehen, aber er will nicht.

Er sieht nur noch, was ihm ins Bild passt – als hätte er sich satt gesehen. Seine Umgebung erscheint in dem Licht, das er ihr zugesteht. Der neue Name schützt ihn vor dem alten Leben. Und die Welt glaubt blind an seine Blindheit. Flink und geübt erschließen sich vertraute Räume. Bilder, Zeiten und Gesichter fügen sich pausenlos zu einer neuen Geschichte. Gründlich und genau erfindet Gantenbein sein altes Leben neu. Er schwärzt, was er nicht wahrhaben will. Er nimmt weg, was der Text nicht hergeben soll. Er streicht seine Geschichte zusammen. Namen und Daten, Zeilen und Zeiten lässt er unter dem Schwarz der Zensur verschwinden. Nur was er bewahren will, bleibt wahr. Zu dem, was um ihn geschieht, muss er keine Stellung nehmen. Konflikte geht er aus dem Weg. Verlogenheit und Maskerade interessieren ihn nicht. Er bleibt weitgehend unangefochten hinter den Gläsern seiner Blindenbrille.

„Jeder Mensch erfindet früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält“, schreibt Max Frisch nicht nur über diese besondere Form zensierter Blindheit. Thema des Romans ist die Frage der Identität: Wie entsteht ein Ich? Max Frisch bietet zwei Antworten: Das Ich ist die Summe aller Geschichten, die ein Mensch über sich erzählt. Oder: Es ist es nur das, was andere in einer Person sehen.

Zentrale Motive sind der Blick und die Blindheit: Der bewertende Blick, der das Gegenüber einordnet, ist der Kitt für das Gesellschaftsgefüge. Gantenbeins Blindheit setzt diese Verbindung außer Kraft und wirkt auf die Menschen befreiend: In seiner Gegenwart können sie ihre Lebenslügen leichter pflegen. „Man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt“, schreibt Max Frisch.

Ähnliche Gedanken müssen wohl auch die Jünger bewegt haben, deren befremdliche Frage der Evangelist Johannes an den Anfang seiner Erzählung stellt.

Als die Jünger am Wegrand einen blindgeborenen Bettler sitzen sehen, suchen sie nach einer Geschichte, die die Ursache seiner Blindheit erklären könnte.

Johannes 9,1–7

[1] Und Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war.

[2] Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?

[3] Jesus antwortete: Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern es sollen die Werke Gottes offenbar werden an ihm.

[4] Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. [5] Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt.

[6] Als er das gesagt hatte, spuckte er auf die Erde, machte daraus einen Brei und strich den Brei auf die Augen des Blinden.

[7] Und er sprach zu ihm: Geh zum Teich Siloah - das heißt übersetzt: gesandt - und wasche dich! Da ging er hin und wusch sich und kam sehend wieder.

Als die Jünger den Blinden am Straßenrand sitzen sehen, fällt sofort eine Deutungsbrille auf ihre Nase, die sie schon gut kennen: Krankheit sei eine Strafe Gottes und immer eine Folge von Sünde.

Das ist eine Brille, die wir auch in vielleicht ähnlicher Form kennen: „Übergewicht ist immer eine Folge schlechter Ernährung und mangelnder Disziplin; Herzinfarkt und Schlaganfall sind eine Folge von zu viel Arbeit und Stress. Hätte er nur mehr auf sich geachtet, dann wäre das nicht passiert!“

So oder ähnlich funktioniert diese Brille, die sicher nicht immer falsch ist, die aber schnell umschlagen kann in das gleiche Er-oder-sie-ist-selber-schuld-Denken, das die Jünger an den Tag legen. Nun ist der Blinde aber nicht blind, weil er die Ernährungsvorschriften für seine Diabetes-Erkrankung nicht beachtet hat, sondern er ist von Geburt an blind.

Und hier gerät die Wirklichkeitsdeutung der Jünger ins Wanken, und sie fragen Jesus: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?“ Fast ein wenig aus der Haut fahrend, antwortet Jesus: „Es hat weder dieser noch seine Eltern gesündigt, sondern es sollen die Werke Gottes an ihm offenbar werden!“

Genau andersrum. Jesus nötigt die Jünger, eine ganz andere Brille aufzusetzen und den Zustand des Blinden unter ganz anderen Vorzeichen zu deuten: Es geht nicht um Schuld und Sünde oder Tun und Ergehen, sondern es geht jetzt und hier um die Werke Gottes, um die Zukunft, die Jesus selber bezeugt und lebt. Kurz gesagt: Es geht um das Reich Gottes.

Und an diesem Blinden könnt ihr sehen, was da vor euch liegt: nämlich ein Reich ohne Tränen und Schmerz, ohne Krankheit und Gebrechen. Und ihr könnt es **jetzt** sehen, weil jetzt das Licht da ist und das Dunkel der Blindheit hell macht: Ich bin das Licht der Welt!“

Und dann spuckt er auf die Erde, macht einen Brei und streicht ihn auf die Augen des Blinden. Das mutet für uns moderne Menschen merkwürdig, ja durchaus etwas unappetitlich an. Nicht nur Worte, sondern Berührung und ein Auftrag, denn ohne eigene Aktivität funktioniert das Wunder nicht: „Geh zum Teich Siloah und wasche dich!“ Und er ging hin und wusch sich und kam sehend wieder.

Und als er sich dann gewaschen hat und sieht, wird er zu einem wichtigen Zeugen. Er hat nicht nur sein Augenlicht wiedererlangt, er erkennt mit Herz und Seele, wer dieser Mann aus Nazareth wirklich ist: das Licht der Welt, der von Gott Gesandte, der, an dem Gottes Werk und Wille sichtbar werden.

Gottes Werk und Wille werden sichtbar: Blindheit ist keine Strafe für Sünde, sondern Blindheit soll, wie Leid und Krankheit, überwunden werden. Jesus von Nazareth, das Licht, bescheinigt in aller Deutlichkeit diesen Willen Gottes, er macht es offenbar durch sein Tun und Reden. Jesus heilt, er predigt, er feiert, er vergibt und er weckt Tote auf. Seht doch nur! Öffnet die Augen, wascht euch endlich den Brei von den Augen, und ihr werdet sehend.

Warum wird diese Geschichte erzählt? Damit auch wir hingehen und uns die Augen waschen, dass auch wir das Licht der Welt, die Werke Gottes erkennen.

Dass auch wir „**genau andersrum**“ sehen und denken lernen. Die Perspektive wechseln, hin und wieder. Augenlicht zu haben bedeutet nicht automatisch erkennen zu können.

Die Perspektive zu wechseln, das kann auch heißen: trotz aller Zweifel und Fragen an der zukünftigen Verheißung Gottes festhalten. Tränen und Leid werden ein Ende haben. Es kann heißen: im Dunkel der Trauer die Erinnerung an das Licht, die Freude und das Leben lebendig werden lassen. Und es kann auch heißen: immer wieder in schwierigen Konflikten den Blick genau andersrum auf die Dinge zu lenken.

Mit der Lichtbrille noch mal neu und ganz anders auf unsere Mitmenschen, auf Sachverhalte zu blicken und dabei ganz neue und andere Sichtweisen einzunehmen und zu lernen, liebevoll zu hinzusehen!

So wie Jesus, das Licht der Welt, der uns immer auch den anderen Blick lehrt und die wunderbaren Werke Gottes offenbar macht!

Amen